

## Kämpfen wir immer voran!

Von dem raschen Wachstum und der immer gewaltiger werdenden Ausbreitung der sozialistischen Ideen liefert jeder Tag neue Beispiele. Auf allen Gebieten regt sich's und drängt nach vorwärts. Die Morgendämmerung zu einem schönen Tage zieht mit Macht herauf, kämpfen und streben wir also immer voran, unbestimmt darum, „wo“ und „wann“ die Grenzpfähle für eine neue, bessere Zeit für die Menschheit eingeschlagen werden. Und fallen wir im Laufe dieses großen, die Menschheit befreienden Kampfes, so treten die uns Nachstrebenden für uns ein. Wir fallen in dem Bewußtsein, unsere Schuldigkeit als Mensch getan zu haben, und in der Ueberzeugung, daß das Ziel erreicht wird, wie immer die dem Fortschritt der Menschheit feindlichen Mächte sich dagegen wehren und fräuben mögen. Dem Sozialismus gehört die Zukunft.

August Bebel.

17]

## Ein Mann.

Von Camille Demonnier.

Nun begann sie die Neugier zu plagen. Der Bursche erschien ihr in einem ganz neuartigen Lichte, seine schlauen Schliche erhöhten ihn in ihren Augen. Es war, als rief er sie fachte zu sich, in seinen stolzen Zügen lag die listige Unterwürfigkeit der Liebe.

„Wirklich,“ sagte sie, „einen Bart hast Du?“

Hätte sie sich freimachen können, so wäre sie ihm augenblicklich gefolgt. Doch zu diesem Zwecke hätte sie erst aller erdenklichen Ausreden bedurft, und ihr fiel keine einzige ein. Aber eine Möglichkeit gäbe's vielleicht doch!

Sie würde ihren Leuten sagen, daß sie die alte Cougnole auffuchen wolle. Das war eine arme Frau, die am Rande des Waldes wohnte und kümmerlich ihr Leben fristete. Die Bäckerin hatte sie bei Lebzeiten unterstützt, und der Bäcker setzte das gute Werk seiner Gattin fort. Die Alte wohnte ungefähr eine halbe Stunde vom Gute entfernt.

„Hör' mal,“ sprach sie hastig, „in zwei Stunden gehe ich zur Cougnole. Erwart' mich unterwegs!“

Aus einem Strohbündel, wenige Schritte von ihr, drang ein herzhaftes Gähnen, und fast in demselben Augenblick klapperten Holzschuhe über das Hoppflaster. Das Gefinde wachte langsam auf.

Sie entzog ihm ihre Hand und ließ sich vom Leiterwagen hinabgleiten.

„Lopp, in zwei Stunden,“ rief Cachaprés und rannte spornstreichs davon.

16.

Er begann wieder im Walde herumzustreichen. Die Erwartung peinigte ihn wie schmerzhafteste Nadelstiche unter der Haut. Diesmal würden sie endlich allein sein! Bistweilen warf er sich in seiner fürchterlichen Ungeduld der Länge nach auf den Boden, wobei er unzählige Male gähnte und seine Handgelenke verbeugte und verrenkte. Dann wieder wanderte er mit Niesenschritten vor sich hin.

Die ganze Nacht hatte er sich in Sehnsucht nach ihr verzehrt. Bis zur Munde des Nachtwächters war er, von Schenke zu Schenke wandernd, im Dorfe geblieben und hatte sich mit Bier zu betäuben versucht. Nachdem die Wirtschaften geschlossen worden waren, hatte er den Wald aufgesucht.

Der kühlende Mondenschein badete die überhitzten Fluren in seinen bläulichen Wellen. Doch der tiefe Friede der Natur vermochte seinen Sinnen nicht die erhoffte Beschwichtigung zu spenden. Er trug in sich die Erinnerung an Germainens warmen Leib, den er auf dem schmalen, bergigen Pfad so dicht neben sich gefühlt. Ein wenig von dem Dufte ihres Haars war an seinem Ärmel haften geblieben, und noch lange be rauschte er sich daran, bis ihm beinahe die Sinne schwanden. Was half ihm, daß er bis nun sich über alle Mädchen lustig gemacht hatte? Nun hatte er sich doch in einem Neze ge-

fangen und war ernstlich verliebt; er empfand es fast wie eine tiefe Erniedrigung.

Seine ungestüme Leidenschaft entzündete ihm das Blut in den Adern wie eine schwere Krankheit, die den ganzen Körper verbeert. Er stöhnte, grub sich die Nägel ins Fleisch, um dessen Aufruhr zu unterdrücken, und heisere Schreie von wilder Sehnsucht und Schmerz drangen zwischen seinen knirschenden Zähnen hervor. „Germaine, Germaine,“ ächzte er. Er breitete seine Arme in die finstere Nacht, um sie an sich zu reißen. Seine Hände schlugen an die Bäume.

Bei Tagesanbruch war er dann in den Wald gewandert. Der erste Sonnenstrahl hatte sein verzerrtes Antlitz gestreift. Als sich ein leises Lüftchen erhob, das den Morgen in die Bäume hauchte, hatte er sich weinend ins Gras geworfen und mit den Zähnen in die Erde gebissen. Dann war er von Müdigkeit übermannt und schwächer als ein neugeborenes Kind geworden. Er schloß die Augen. Um ihn herum ward es Tag: er schlief bis in den hellen Mittag hinein.

\*

Es war also wirklich wahr, daß sie kommen würde, daß sie ihm ein Stelldichein gegeben? Ganz laut wiederholte er sich ihre Worte: „Erwarte mich unterwegs!“ und er wartete lauernd, wie ein Wolf, der um die Schafhürde streicht.

Die Cougnole hauste in einer Hütte an der Chaussee, die den „Eichenwald“ durchschneidet. Etwa sechs Hektar Ackerland waren hier dem Boden abgerungen, der zu einem Pachtthofe gehörte. Den bewohnte der Pächter Brichard mit seiner Frau und zwei Söhnen. Drei Bauernhäuser, darunter zwei Schenken, lagen etwas weiter vom Hofe entfernt. Dann kam die Hütte der Cougnole mit ihrem windschiefen, weitüberhängenden Schindeldache. An der Rückseite des Häuschens lag ein winziges, viereckiges von einer dichten Hecke umgebenes Gärtchen, und gleich darnach begann der Wald.

Jeden Moment trat Cachaprés aus dem Dickicht hervor, stellte sich auf der StraÙe auf und spähte, die Augen mit der Hand beschattend. Zwischen den langen Reihen der Bäume verlor sich die gepflasterte Chaussee in Einsamkeit und Dede. Nicht ein einziges, dunkles Büntchen, das das Raßen eines Wanderers ankündigte! Ihm schien's, als wären die zwei Stunden schon längst vorüber.

Einen Augenblick überkam ihn eine quälende Befürchtung. Wie, wenn sie überhaupt nicht käme! Wenn sie ihn nur narren wollte? Das Herz krampfte sich ihm zusammen, seine Fäuste ballten sich; da zuckte er plötzlich zusammen: Germainens Gestalt tauchte in der Ferne auf. Er warf sich wieder ins Gehölz zurück und rannte ihr wie besessen durchs Dickicht entgegen. Dann aber besann er sich und begann, gerade ehe er auf sie stieß, gemächlich zu schlendern, die Hände in den Hosentaschen und mit gleichgültiger Miene ein Liedchen pfeifend.

Ihr hing ein Korb am Arme, der einen Schinken, einen Laib Brot und Kartoffeln enthielt. Ihr Gesicht war hochrot übergossen. Sie erzählte, wie sehr sie sich geeilt habe, stockte dann plötzlich verlegen und begann hierauf mit einem Schwall von Worten die Geschichte der Cougnole zu erzählen. Seit zwei Jahren sei diese verwitwet. Ihr Mann hatte drei Sommer lang auf dem Pachtthofe bei der Ernte mitgeholfen; er war ziemlich einfältigen Geistes, und es ging das Gerücht über ihn, daß er daheim nicht viel dreinzureden hätte.

Uebrigens war die Cougnole nicht gerade bössartig zu nennen. Aber immerhin hatte sie manch merkwürdige Dinge auf dem Kerbholz. Und dabei lächelte sie und sah ihn von der Seite an. Er nickte nur mechanisch mit dem Kopfe, seine Gedanken weilten anderwärts.

Sie fuhr fort:

„Schließlich ist das nicht unsere Sache. Sie kann tun, was ihr beliebt. Das wär' kein Grund, die arme Frau verhungern zu lassen. Und so kommt sie immer zu uns auf den Hof, wenn sie nicht gerade ihre Sicht hat, und man schenkt ihr etwas; wenn sie aber nicht kommt, dann merkt man eben, daß sie krank ist, und dann komm' ich zu ihr.“

Er erwiderte nichts. Dieses Schweigen steigerte ihre Befangenheit. Sie wollte reden, nur um zu reden und sich nicht anmerken zu lassen, daß sie seiner Herzstrenghheit inne geworden

lei; aber sie verwirrte sich in ihren Worten und wiederholte zum Schluß immer dieselben Dinge.

So näherten sie sich der Hütte.

„Warte hier auf mich. Ich packe bloß meinen Korb aus und komm' gleich wieder zurück.“

Sie beschleunigte ihren Schritt und ließ ihn auf der Straße stehen; er sah sie die Türe öffnen; fast unmittelbar nach ihr erschien eine hegere Frauengestalt auf der Schwelle und winkte ihm, näherzutreten. Aber da er nicht ganz sicher war, ob er recht gesehen habe, blieb er unbeweglich stehen. Da stellte sich die Frau breitspurig auf die Chaussee und machte diesmal deutliche Zeichen mit den Armen, daß er kommen sollte.

„Schau, schau,“ sagte er zu sich, „die Couquole ruft mich! Vielleicht meint sie's gut mit mir.“

In Erinnerung an die verschiedenartigen Metiers der Alten tauchte in ihm der Gedanke auf, daß sie ihnen vielleicht für ihre Liebe dienlich sein könne. Er erwiderte die Aufforderung, indem er seinen Hut in der Luft schwenkte. Und langsam näherte er sich ihrer Behausung.

„Bist du mit Germaine gekommen?“ fragte sie. „Warum kommst du nicht herein? Das Haus steht ihr und allen, die sie gern hat, zu Verfügung.“

Am den Kopf hatte sie einen Wischlappen gewunden, daraus einzelne graue Haarbüchel hervorauollen; mit ihren schielenden Augen warf sie ihm bedeutungsvolle Blicke zu. Ihr langes, hageres Knochengestell bewegte sich lebhaft unter dem sauberen, aber vielfach geflickten Gewand. Ihre Haut war gelblich und rissig wie bei allen im Walde hausenden Menschen.

Das Gesicht des Burschen schien in ihr eine Erinnerung wachzurufen. Nachdenklich betrachtete sie ihn.

„Ich muß dich schon einmal gesehen haben. So sicher, wie du da stehst. . . . Aber wenn ich nur wüßte, wann und wo?“

Blötzlich schlug sie sich mit der flachen Hand auf die Schenkel und rief aus, daß sie ihn unter Tausenden wiedererkannt haben würde, er sei niemand anderer als Cachaprés, man habe ihn ihr einmal in einem Wirtshause in einem Dorfe gezeigt. Und sie nannte auch den Namen des Wirtes. Er kannte ihn. Jawohl, er habe dort einen guten Bekannten in der Nähe. Und er schmunzelte. Die Alte behauptete, daß es auf der ganzen Welt keinen schöneren und kühneren Burschen gäbe und schloß:

„Dein Liebster ist ein Prachtkerl, Germaine!“

Sie hatte den Korb auf den Tisch gestellt. Der Reibe nach holte Germaine Schinken, Brot und Kartoffeln hervor. Bei jedem neuen Gegenstande brach die Alte in Ausrufe des Entzückens aus und schlug die Hände überm Kopfe zusammen.

„Du lieber Himmel! Kindchen, an alles hast du gedacht! Die heilige Jungfrau lobne dir's in dieser und der anderen Welt! So wird die alte Couquole also nicht Hungers zu sterben brauchen! Kind Gottes! mein Wort, noch heut' abend geh' ich in die Kapelle und bete zu allen Heiligen für dein Seelenheil! — Sogar an die Kartoffeln hast du gedacht! — Himmlische Jungfrau! — Jetzt fehlt mir gar nichts mehr, höchstens vielleicht ein Kleidchen, so ganz ein abgetragenes Kleidchen, das niemand mehr anziehen will. Nein, meiner Treu, gar nichts anderes sonst! Dann will ich ruhig mein Ende erwarten und dich preisen als das schönste und beste Mädchen, das existiert. — Ein bißchen Kirchwasser tät' mir vielleicht auch gut. Manches Mal hab' ich so einen merkwürdigen Krampf im Magen, als ob er plaken wöllt. Das tät' mir sicherlich gut! Du gütiger Gott! Wer anders als Germaine könnt' mir solch eine Wohlthat erweisen? — Aber, sie kann doch nicht alles wissen, nein, sie weiß auch gewiß nicht, daß so ein ganz ein klein bißchen Geld einer armen, alten Frau wie mir ein Segen wäre!“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus meinem Leben.

Persönliches.

Von August Bebel.

Für einen Mann, der im öffentlichen Leben mit einer Welt von Gegnern im Kampfe liegt, ist es nicht gleichgültig, was Geistes Kind die Frau ist, die an seiner Seite steht. Je nachdem kann sie eine Stütze und eine Förderin seiner Bestrebungen oder ein Bleigewicht und ein Hemmnis für denselben sein. Ich bin glückselig, sagen zu können, die meine gehört zu der ersteren Klasse.

Meine Frau war die Tochter eines Bodenarbeiters an der Leipzig-Magdeburger Bahn, der schon gestorben war, als ich sie kennen lernte. Meine Braut war Arbeiterin in einem Leipziger Fußwarengeschäft. Wir verlobten uns im Herbst 1864, kurz vor dem Tode ihrer braven Mutter, und heirateten im Frühjahr 1866. Ich habe meine Ehe nie zu bereuen gehabt. Eine liebevollere, hingebendere, allezeit opferbereitere Frau hätte ich nicht finden können. Leistete ich, was ich geleistet habe, so war dieses in erster Linie nur durch ihre unermüdbliche Pflege und Hilfsbereitschaft möglich. Und sie hat viele schwere Tage, Monate und Jahre zu durchkosten gehabt, bis ihr endlich die Soane ruhigerer Zeiten schien.

Eine Quelle des Glücks und ein Trost in ihren schweren Stunden wurde ihr unsere im Januar 1869 geborene Tochter, mit deren Geburt ein amüsanter Vorgang verknüpft ist. Am Vormittag des betreffenden Tages saß ich in der Stube vor meinem Schreibtisch und wartete in großer Aufregung auf das erhoffte Ereignis, als an der Tür geklopft wurde und auf meinen Hereintrif ein Herr in die Stube trat, der sich als Rechtsanwalt Albert Träger vorstellte. Trägers Name war mir bereits durch seine in der Gartenlaube veröffentlichten Gedichte und seine öffentliche Tätigkeit bekannt. Nach unserer Begrüßung äußerte Träger verwundert: „Sie sind ja noch ein junger Mann, ich glaubte, Sie seien ein älterer, behäbiger Herr, der sein Geschäft an den Nagel gehangen hat und die Politik zu seinem Vergnügen treibt.“ Ich stand in der üblichen grünen Drehslerschürze vor ihm und antwortete lächelnd: „Wie Sie sehen, sind Sie im Irrtum!“ Wir unterhielten uns dann, bis ich in der Nebenstube den erwarteten Kinderschrei hörte. Jetzt gab's für mich kein Halten mehr. Mit wenigen Worten klärte ich Träger über die Situation auf, worauf er mir herzlich gratulierte und sich entfernte. Einige Jahre später kam Träger ebenfalls in den Reichstag, und so wurden wir Kollegen und blieben, trotz unserer prinzipiell verschiedenen Standpunkte, gute Freunde.

Meine Stellung in der Arbeiterbewegung wie meine Verlobung ließen mir meine dauernde Niederlassung in Leipzig wünschbar erscheinen. Sachsen hatte zwar im Jahre 1863 die Gewerbe-freiheit eingeführt, aber wer sie als „Ausländer“ benutzen wollte, und das war jeder Nichtsachs, mußte die sächsische Naturalisation erwerben. Das kostete damals viel Geld, denn gleichzeitig mußte man sich auch in einer Gemeinde einbürgern lassen. Zur Selbständigmachung und zur Naturalisation fehlten mir aber die Mittel. Die letztere erforderte mit dem Bürgerwerden in Leipzig zirka 150 Taler, und was ich von Hause erwarten konnte, waren zirka 350 Taler. Unerwarteterweise wurde ich zur Selbständigmachung gezwungen, indem mit mein Meister Ende 1863 unter der Vorgabe, er habe keine Arbeit mehr für mich, kündigte. In Wahrheit kündigte er mir, weil er gehört, ich wolle mich selbständig machen. Er wollte sich also einen Konkurrenten vom Leibe halten. Ich reiste darauf nach Wehlar und holte, was an Geld flüssig zu machen war. Ich mietete dann ein Werkstatklokal mitten in der Stadt, im Hofe eines Kaufhauses, das eben aus einem Pferdestall in einen Arbeitsraum umgewandelt worden war. Das Lokal war so primitiv, daß es noch keine Kaminanlage hatte, und ich bis zur Fertigstellung derselben, wider alle polizeiliche Vorschriften, mein Ofenrohr durch das Fenster in den Hof leiten mußte. Dasselbe Lokal mußte mir auch, da meine geringen Mittel wie Butter an der Sonne zusammengeschmolzen waren, als Schlafraum dienen, wobei ich in den kalten Winternächten jämmerlich froz. Um die Naturalisation einzutreiben zu umgehen, hatte ich mein Geschäft unter der Firma eines befreundeten Bürgers eröffnet, bis ich im Frühjahr 1866, um heiraten zu können, auch die Naturalisation mit Schuldenmachen unternahm. Zwei Jahre später wären mir viele Kosten infolge der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes erspart geblieben.

Ich begann mein Geschäft im kleinsten Maßstab, mit Hilfe eines Lehrlings. Anfangs arbeitete ich wiederholt Tag und Nacht durch, das heißt sechsunddreißig Stunden hintereinander, um die bestellte Arbeit liefern zu können. Nach einigen Monaten vermochte ich einen Gehilfen einzustellen. Als ich aber im Februar 1867 in den Reichstag gewählt worden war und nun während meiner Abwesenheit meinem Gehilfen Einblicke in das Geschäft gewähren mußte, die er sonst nicht erlangte, kündigte er mir nach meiner Rückkunft und machte sich selbständig. Als ich später diesen Vorgang einem meiner ehemaligen Kollegen erzählte, meinte dieser trocken: „Das geschieht dir recht, warum zahltest du einen Lohn, bei dem er sich Geld sparen konnte.“ Dieser „horrende Lohn“ betrug damals 4½ Taler pro Woche, er war um einen halben Taler höher als in jeder anderen Werkstatt, auch währte bei mir die Arbeitszeit täglich zehn Stunden, anderwärts elf.

Im übrigen lernte ich das Elend des Kleinmeisters gründlich kennen. Die gelieferten Waren mußten auf längeren Kredit gegeben werden, Lohn für Gehilfe und Lehrling, Spefen und der

eigene Lebensunterhalt erforderten aber täglich und wöchentlich Ausgaben. Woher das Geld nehmen? Ich lieferte also einem Kaufmann meine Ware gegen Barzahlung zu einem Preis, der nur wenig höher als die Selbstkosten war. Sollte ich mir aber am Samstag mein Geld, so erhielt ich lauter schmutzige Papierscheine, von denen damals Leipzig durch seinen Verkehr mit den thüringischen Kleinstaaten überflutet wurde. Jeder dieser kleinen Staaten nutzte sein Münzrecht gründlich aus und überschwemmte mit Papiergeld den Markt. Aber dasselbe wurde allgemein gegeben und genommen und galt als Verkehrsgeld. Daneben erhielt ich aber auch öfter Coupons irgendeines industriellen Unternehmens, die noch nicht fällig waren, oder Dukaten, die der Manichäer derart beschnitten hatte, daß ich statt 3 Taler 5 Groschen, wie sie mir angerechnet wurden, beim Bankier, bei dem ich sie wechseln mußte, oft nur 3 Taler und weniger erhielt. Ähnlich ging es mit den Coupons. Ich war über diese Zahlungsweise wütend, aber was wollte ich machen? Ich baute die Faust in der Tasche und lieferte die nächste Woche wieder Ware und holte mir die gleiche Zahlung, denn ich brauchte um jeden Preis bares Geld.

Meine öffentliche Tätigkeit brachte allmählich das Unternehmertum gegen mich auf. Man verweigerte mir Aufträge zu geben. Das war der Vohlott. Wäre es mir nicht gelungen, außerhalb Leipzigs in anderen Städten einen Kisten Kundenkreis auf meine Artikel (Tür- und Fenstergriffe aus Büffelhorn) zu erwerben, ich wäre Ende der sechziger Jahre zum Bankrott gezwungen worden. Schlimm ging es mir während der Kriegszeit 1870/71, in der an sich schon die Arbeit stockte. Als ich dann im Winter 1870/71 mit Liebknecht und Delpner in eine hundertzwei-tägige Untersuchungshaft genommen wurde, mußte mir meine Frau eines Tages die Mitteilung zugehen lassen, daß kein Stück Arbeit mehr verlangt werde, wohl aber mußten wöchentlich Gehilfe und Lehrling bezahlt werden. Das war eine bitterböse Situation. Doch sie wendete sich bald zum Besseren. Mit dem Friedensschluß begann die Prosperitätsepoche, die bis zum Jahre 1874 währte. Die Bestellungen kamen jetzt ungerufen ins Haus, die Kunden waren froh, wenn sie bedient wurden. Als ich daher im Frühjahr 1872 mit Liebknecht meine zweiundzwanzigmonatige Festungshaft in Subertusberg antrat, der für mich noch neun Monate Gefängnis folgten, konnte ich das Geschäft mit einem Werkführer, sechs Gehilfen und zwei Lehrlingen zurücklassen. Seide gesponnen wurde freilich nicht, obgleich meine Frau tüchtig auf dem Posten war. Die Geschäftskorrespondenz führte ich von der Festung beziehungsweise aus dem Gefängnis. Schlimm wurde es wieder, als 1874 mit dem Krach gleichzeitig meine Artikel durch Konkurrenten der fabrikmäßigen Herstellung verfielen, und zwar zu Preisen, bei denen ich mit dem Handbetrieb unmöglich mehr konkurrieren konnte. Ich dachte schon daran, das Geschäft aufzugeben und in eine Parteistellung zu treten, da wollte der Zufall, daß ich in der Person eines Parteigenossen, des Kaufmanns Ferd. Heib in Verfa a. W., einen Associé fand, der neben den materiellen Mitteln die nötigen kaufmännischen Kenntnisse besaß und sehr bald auch in anerkannter Weise die nötigen technischen Kenntnisse sich aneignete. Im Herbst 1876 bezogen wir eine kleine Fabrik mit Dampftrieb, in der jetzt auch die Herstellung der betreffenden Artikel aus Bronze vorgenommen wurde, in denen wir bald einen guten Ruf erlangten. Anfangs hatten wir schwer zu kämpfen, denn noch wütete die Krise. Meine Haupttätigkeit wurde nunmehr, die Kunden aufzusuchen und die Geschäftsreisen zu unternehmen, durch die ich später, unter dem Sozialistengesetz, der Partei die größten Dienste leisten konnte. Nachdem ich dann 1881 auf Grund des sogenannten kleinen Belagerungszustandes aus Leipzig ausgewiesen worden war, und diese Ausweisung von Jahr zu Jahr erneuert wurde, ich auch zwischendurch wieder Bekanntschaft mit den Gefängnissen gemacht hatte, löste ich im Herbst 1884 das Associéverhältnis und trat in die Stellung eines Reisenden für das Geschäft. Ich glaubte es meinem stets opferbereiten Associé gegenüber nicht mehr verantworten zu können, an dem mäßigen Nutzen eines Unternehmens teilzunehmen, für das er die Sorge und die Hauptarbeit zu tragen hatte. Außerdem wurde ich durch meine dauernde Entfernung von Leipzig dem inneren Gange des Geschäfts immer mehr entfremdet. So legte ich 1889 auch die Stelle des Reisenden nieder und widmete mich von jetzt ab ganz der Schriftstellerei, durch die ich in dauernde geschäftliche Beziehungen zu meinem Freunde Heinrich Dieß in Stuttgart kam.

Ich habe weiter oben bemerkt, daß man sich öfter ein ganz anderes Bild von meiner Persönlichkeit machte. Darüber amüsierten wir — mein Associé und ich — uns wiederholt. Jener entsprach im äußeren ganz der Vorstellung, die man sich von mir machte. Er war ein großer, starker Mann, der rotes Haar und einen roten Bart hatte, der bis auf die Brust waltete. Da kam es denn vor, daß wenn jemand aufs Kontor kam, um mich zu

sprechen, mich aber nicht persönlich kannte, er sich an meinem Associé wandte. Diese Verwechslung machte uns stets großes Vergnügen. Sehr heiter stimmte mich auch, als ich eines Tages auf einer Geschäftsreise in Tübingen war und ich mich in einer Weinwirtschaft mit einigen Bekannten verabschiedete, hinter mir ein Tübinger Bürger im reinsten Schwäbisch verwundert äußerte: „Was? Der Koine Ma ischt d'r Bebel?“ — Ähnliches erlebte ich öfter. Auch kam es in früheren Jahren nicht selten vor, daß auf der Eisenbahn Reisegefährten sich über mich unterhielten, ohne zu ahnen, daß ich mitten unter ihnen saß und still zuhörte. Es waren manchmal recht Mäusergeschichten, die ich anzuhören bekam.

Und nicht nur erzählte man sich „Mäusergeschichten“ von mir, man sah mich in weiten Kreisen auch für eine Art „Mäuserhauptmann“ an, für einen Menschen, der alles ruinieren wolle, eine Vorstellung, zu der die Schilderungen der gegnerischen Presse nicht wenig beitrugen. Wie oft mußte ich nach einer Gesellschaft, die ich besucht hatte, hören, daß man sich verwundert geäußert habe: „Der Bebel ist ja ein ganz anständiger Mensch.“ Das mußte ich als ein Kompliment ansehen.

## Totentanz.

Von Anna Croissant-Rust.

### Industria.

Dicker, schwarzer Qualm zeigt stundenweit die Stelle, wo die große Fabrikstadt liegt. Drohend, wie eine gewitterschwangere Wolke, hängt der Rauch der unzähligen Kamine über den Dächern. Man sieht nicht Haus, nicht Baum, nicht Feld. Weit hin pfaucht der Atem des Riesenungeheuers Industrie, das die Stadt unter seinen Krallen gefnechtet hält. Sein giftiger Atem versengt die Knospen, kein Baum trägt Früchte, keine Blume entfaltet sich ganz, verkrüppelt, und halb weß hängt sie am Stengel. Unter der Sommer Sonne ballt sich der Dunst und verhängt den blauen Himmel mit Grau. Und in das Grau hinein wehen die Schote mit langen, weichen, schwarzen Fäden.

Der Sand der Ebene glüht; aus den heißen, engen Straßen, aus den schmutzigen Arbeitervierteln, den Riesenbauten der Fabriken, steigt trüg und faulig ein Dunst der Verwesung in die Höhe.

Matt und unlustig sind die Menschen in der großen Arbeiterstadt, ihre Farbe ist bleich, und ihre Augen sind trüb.

Ein Hämmern und Pochen, ein Anarren und Rasseln, ein Pfeifen und Stampfen und Dröhnen, ein Pfauchen und Rosten und Zischen erfüllt die Luft, aus den Tiefen der Fabriken grollt gebieterisch eine unerbittliche Gewalt, die herrscht und die die Naden brugt.

Nüßig fließt der mächtige Strom in der Sonnenglut. Das leichte Gegeritter der Brücke scheint in der erhitzten Luft zu zittern. Kein Baum und kein Strauch säumt das Ufer. Schwarze Schienengleise laufen nebenher, an den mächtigen Quaderbauten der Quais vorbei, vorbei an den plumpen Lagerhäusern, die faul und breit hingestreckt daliegen. Schwere Frachtschiffe und dunkle, große Rachen liegen fest verankert davor; den ganzen Strom hinunter streckt sich zu beiden Seiten das wirre Gerippe großer und kleinerer Masten in die Höhe. Ein kleines Schiff mit weißem Segel kreuzt in der Ferne, die Röhre der großen Schiffe, die im Hafen schlafen, schaukeln leise. Mächtige Dampfer kommen angefahren, majestätisch, wie Riesenwasservögel; die Wellen steigen hoch auf mit weißem Gischt an ihrer stolzen weißen Brust. Im weiten Bogen ziehen sie übers Wasser und legen sich still nieder, lautlos, wie Wasservögel sich ins Röhrchen legen.

Mit bläulichen elektrischen Sonnen schmückt der Abend die Ufer. Sunderle von zitternden, schimmernden Lichtstreifen glänzen im Strom, der dunkel fließt, trüg und schwer wie geschmolzenes Blei. Tausende von hellen Biereden unregelmäßig, kaumisch durcheinandergeworfen, so tupfen die Fenster der hohen Häuserkomplexe das Dunkel.

Das Ungeheuer schläft; nur noch leise pfaucht sein Hauch, nur gedämpft klingt noch sein Rasseln und Stöhnen.

Wie leichte Herbstnebel zieht der Rauch über die Ebene, tot stehen die vielen Kamine, nur eine große, wilde braunrote Flamme lodert aus dem hohen Dach eines Fabrikgebäudes wie eine Drohung in die Nacht.

Die Arbeiter in den niederen, hallenartigen Räumen sind in Schweiß gebadet. Den ganzen Tag hat die Sonne auf dem Dach gebrüht und sie schlaff gemacht, nun in der schwülen Nacht schleppen sie sich stumpf hin unter der Bürde schlafloser Stunden in der erdrückenden Luft. Maschine reißt sich an Maschine. Es ist ein dumpfes Stampfen, ein hastiges Schieben und Reuchen, ein immerwährendes Auf und Nieder der schweren Kolben ringsum; die Räder drehen sich mit leisem Pfeifen, und kleine Lichter hüpfen und sprühen aus den blindenden Metallzylindern und Stangen im Widerschein der elektrischen Lampen. Von der Decke tönt das wirre Gesumme der vielen kleinen Räder, der ganze Raum ist erfüllt von dem Sausen der Transmissionen, dem Surren der Riemen.

Müde und schwer stehen die Arbeiter auf ihrem Posten. Miesenhafte, graue Schatten schlüpfen an den Wänden hin, huschen über die Decke, winden sich durch das Gewirr der Seile und Bänder.

Wie huschende Gespenster sehen sie aus, wenn eine der großen Lampen jäh aufzuckt. Sie verkriechen sich, sie springen über den Boden, sie tanzen auf dem saufenden Schwungrad der Dampfmaschine, das mit zurückgehaltenem Getöse seine mächtigen Speichen dreht, sie schnellen sich hoch hinauf und wirbeln an den Wänden wieder herab.

Wird nicht plötzlich das Stopfen der Maschine eiliger? Nennen nicht die Riemen, sich immer mehr überhastend? Sieht es keiner? Müd und schwer stehen die Arbeiter auf ihrem Posten.

Droben zwischen den Riemen der großen Dampfmaschine ver-schwindet ein Schatten. Jetzt taucht er wieder auf. Dort über dem großen Rad. Unbeweglich hält er dort, lauernd. Langt nicht eine Hand blitzschnell in das Getriebe?

Schneller, immer schneller drehen sich die Räder, lauter immer lauter knirscht das gegülte Metall, wilder, immer wilder rasen die Riemen im verrückten, wahnsinnigen Hin und Her. Das Säusen und Rischen und Grollen in der Halle wächst zum Getöse, Feuerregen stieben aus dem wütenden Stahl. Ein Angstgeschrei erwacht und erstirbt im starren Entsetzen, das alle lähmt. Bewegungslös stieren sie nach dem Hexentanze, der immer gräßlicher wird. Das sind keine Maschinen mehr, keine toten Massen, lebende, wildgewordene, blutdürstige Geschöpfe sind's, die brüllend und stöhnend und keuchend sich freizumachen suchen, um denen Vernichtung zu bringen, die sie knechteten.

Sie zerreißen ihre Fesseln, sie werden frei, sie kommen!

Droben in dem Riemenwerk schießt und grinst's. Ein Hohnschrei geht in das Stöhnen der wütenden Bestien. Einer der starken Menschen stürzt vorwärts, stürzt zu dem großen, saufenden Schwungrad — will retten — eine knöcherne Hand schießt blitz-schnell herunter, faßt ihn, ein Rad — hoch fliegt er im Bogen gegen das Gebälk der Decke, zurück, und wieder wird er aufgefangen von den Knochenarmen und wieder in die Höhe geschleudert, wieder geborgen und wieder gegen die Eisenrippen des Daches geschleudert. Dann sinkt die unförmliche Masse mit dumpfem Klatschen zur Erde. Der droben biegt sich vor, sieht noch einmal grinsend in den Gegenabbat, nickt und gibt dem mächtigen Rad einen Fußtritt — ein Knack! alles steht still. Wie ein Spuk ist's ver-flogen, mit einem tiefen Seufzer haucht die Dampfmaschine den letzten, heftig hervorgestoßenen Atem aus. Totensille — die kleinen Bestien huschen sich vor ihrem Herrn und Meisier.

## Kleines feuilleton.

### Physiologisches.

Die Aufnahme von Eisen durch den Organismus. Gewisse Krankheiten beruhen oder offenbaren sich in einem mangelhaften Gehalt der Organe an Salzen. So ist der Kalk, dessen Fehlen das Knochenwachstum beeinträchtigt, und das Eisen, das in Beziehungen zur Fleischsucht steht. Von altersher sucht man leichten Mangel abzuwehren durch die Zuführung von eisenhaltigen Tropfen, Pillen, Wässern und dergl. mehr. Diese Behandlung wurde aber vor nicht allzu langer Zeit von zahlreichen Forschern für nutzlos erklärt, da die natürlichen anorganischen Eisenpräparate nicht vom Organismus verdaut werden sollten, mithin gar nichts zum Erlasse beitragen konnten. Es wurden daher in die Therapie jene zahllosen organischen Eisenpräparate eingeführt, die das Eisen an einem Eiweißstoff gebunden enthalten, also gewissermaßen den Substanzen gleichen, mit denen im Blute das Eisen zu Hämoglobin sich verbindet. Nun hat sich aber in neuester Zeit ein Umchwung in den Anschauungen über die Art der Aufnahme und Anpassung der Nahrung im lebenden Organismus vollzogen. Man weiß jetzt, daß die Eiweißkörper einen verwiderten Umbildungsprozess durchmachen müssen, ehe sie die verloren gegangenen Bausteine des Körpers zu ersetzen imstande sind. Die Eiweißsubstanzen werden bis zu fast anorganischen Säuren, den Aminosäuren, abgebaut, um erst dann wieder zu einem körpereigenen Eiweiß auf synthetischem Wege zurückzuwandeln zu werden. Der Entdecker dieser fundamentalen Tatsache, der Hallenser Physiologe Professor Abderhalden, dehnte neuerdings seine Untersuchungen auch auf die in der Nahrung enthaltenen, zunächst organisch festgebundenen Eisen und Kalksalze aus. Er stellte künstliche Verdauungsversuche an, d. h. er unterwarf Fleisch dem Einflusse des Verdauungsaftes Pancreatin und konnte nach einiger Zeit in diesem freies Eisen vermittelst chemischer Reaktionen nachweisen. Der Organismus übernimmt das Eisen also nicht in organisch gebundener, sondern in indifferenten Form als Element. Ebenso verhält es sich mit dem Kalk. Daß diese Vorstellung die richtige ist, geht auch daraus hervor, daß es gelingt, Eier mit Blutsalzen oder Knochenpulver als einzige Quellen anorganischer Nahrung zum Wachsen zu bringen. Man kann daher nicht mehr annehmen, daß die alten Eisenpräparate wirkungslos sind als die modernen chemischen. Aber weit über diesen Einzelfall hinaus weitet sich das Problem. Weber sind die in der natürlichen Nahrung enthaltenen anorganischen Stoffe

durch chemische Stoffe unerfessbar, noch ist dies bei den organischen Eiweißen, Fetten und Kohlehydraten der Fall. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß es über kurz oder lang möglich sein wird, eine chemische Nahrung, die konzentrierter ist als die natürliche, herzustellen. Die Arbeiten Abderhaldens gelten seit langem dieser Frage, und fast scheint es, als sollten wir von deren Lösung heute nicht mehr allzu weit entfernt sein.

### Aus der Vorzeit.

Die altgermanische Holzkunst. In der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, die in Köln ihre fünfte Hauptversammlung abhielt, sprach Baurat Prof. Dr. Haupt-Hannover über das Thema: „Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung“. Aus tiefem Dunkel taucht, so führte der Redner aus, langsam das Bild der ältesten germanischen Kunst hervor. Der Grund, weshalb es so schwer ist, hier endlich Greifbares zu erringen, liegt vor allem in der Vergänglichkeit des Stoffes der ein-stigen größeren Kunstleistungen. Während es den anderen Völkern gegeben war, ihre Werke in schmerem Gestein zu gestalten, war den Nordischen nur das rasch vermodernde Holz zur Hand. Von altersher bereits besaßen die Germanen eine eigenartige bildende Kunst, vor allem eine Baukunst und ein Kunstgewerbe. Völlig abge-sonderte, ganz ausgeprägte, germanische Ausdrucksweise auf diesem Gebiete mußte sich, wie alles, erst entwickeln, und die ältesten Kunstbetätigungen des Germanentums stehen der in Europa überall maßgebenden Art verhältnismäßig viel näher; insbesondere hat germanische Hallstatt- und Latènekunst noch außerordentlich viel gemein mit dem im Nord- und Mitteleuropa überall verbreiteten. Erst die folgende Epoche findet hier eine völlig klare und unter-scheidbare Scheidung und eine deutlich entwickelte Eigenart. Die ge-samte Kunstform unserer echt germanischen erhaltenen Kunst-arbeiten, also vorwiegend die Gegenstände in Metall, haben ihre Formgebung aus der Holzbearbeitung, aus der Tektonik des Holzes hergeleitet.

Die Kundigen wußten schon längst, daß in Norwegen die letzten Reste altgermanischer Holzkunst, insbesondere in der Architektur, noch vorhanden seien. Aber man ging rasch darüber hinweg und fand diese Dinge damit ab, daß man sie als die ältesten Reprä-sentanten einer entstehenden künstlerischen Richtung bezeichnete; jetzt wissen wir, daß ihnen vorausging eine einzigartige, ganz ver-schwundene, prächtige, bildende Kunst in Holz, deren Nachzügler nur die bescheidenen Kirchlein und kleineren Kunstwerke in diesem Material darstellen. Die paar Funde von Schiffen, des Nydam-, Gokstad- und zuletzt Gesebergsschiffes, haben uns dies gelehrt. Ins-besondere des letzten, dessen Inhalt der gebildeten Germanenwelt allzulange noch vorenthalten wird. Das Totenschiff einer germa-nischen Königin des 8. oder 9. Jahrhunderts, ausgestattet mit dem herrlichsten Schmuckwerk, wunderbarer Ausstattung, vollendet schönen Möbeln, Wagen, Schlitten und Gerät, — alles uns zeigend, daß damals eine Formenwelt dieser Richtung im höchsten Norden be-stand, die selbst schon die deutlichsten Züge nicht einer Früh-, sondern bereits einer Spätzeit trägt. Wenn Professor Gustafson endlich mit dem Ergebnis seiner Ausgrabung vor die Welt tritt, wird eine ganz neue Anschauung durchdringen. Dann werden wir erkennen, daß die Stabkirchen der ältesten Zeit schon die Spätlinge jener Kunst waren, deren Entel und Urentel sich bis ins 13. und 14. Jahr-hundert oder noch länger fortzpflanzten.

### Heilkunde.

Der Zeh des Geigers. Professor Göbell, der Chirurg der Universität Kiel, beschreibt in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ vielleicht zum erstenmal einen Eingriff, der zur glück-lichen Uebertragung von einem Fingergelenk auf einen Finger be-richtet. Der Fall lag besonders heikel, weil der Patient ein eifriger Geigenpieler war und seine linke Hand durch die Operation ge-brauchsfähig erhalten wollte. Er hatte seit einem Jahr im zweiten Gelenk des kleinen Fingers Schmerzen verspürt, die zuerst nach einer besonders schweren Uebung aufgetreten waren. Das Leiden hatte sich so verschlimmert, daß das Geigenpiel überhaupt unmög-lich geworden war. Der Arzt stellte im Röntgenbild eine starke Verdickung der Gelenkenden fest, die auf eine schwere Entzündung deuteten. Wahrscheinlich war das Gelenk beim Leben einer paga-ninischen Glüde ausgedreht worden, eine Möglichkeit, die der be-rühmte italienische Hexenmeister sich wohl nicht hat träumen lassen. Die Anwendung von Wärme und Jod blieb erfolglos, und danach kam nur noch eine Operation in Frage. Da sonst durch eine solche der Finger sicher unbrauchbar geworden, der Geigenpieler also unbefriedigt geblieben wäre, entschloß sich Professor Göbell zu einer Transplantation (Verpflanzung). Das erste Zwischengelenk des linken Zehs wurde herausgenommen und auf den kranken Finger verpflanzt. Nach beendeter Operation wurde der Kranke nach Haus entlassen. Es wurde ihm nur die Weisung mitgegeben, die operierte Hand möglichst viel in der Ofenröhre zu wärmen. Die Wunden waren schon nach zehn Tagen glatt geheilt, und nicht ein-mal der Nagel des Fingers löste sich ab. Die Geißluftbehandlung im Bratofen wurde fortgesetzt, als bereits Bewegungsübungen be-gonnen wurden. Nach zwei Monaten befandete der Operierte, daß er schon fast ohne Schmerzen geigen könnte. Als zehn Monate ver-gangen waren, konnte er zum erstenmal wieder in einem Konzert auftreten.